

G e o r g M a r x

**UND
PLÖTZLICH
WAR DA
EIN WEG**

**Gedanken ändern alles –
wenn du sie lässt**

Leseprobe

Nur zur persönlichen Nutzung • © Georg Marx – Autor & Speaker, 2025

**Der Jakobsweg als Lebensweg –
ehrlich, tiefgründig, mit Herz und Humor**

ISBN: 978-3-912030-00-6

1. Auflage, 2025

Copyright © 2025 Georg Marx
Hagedornstraße 34, 54497 Morbach

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Fotos: Autor, sofern nicht anders angegeben

Lebensweggedanken: Autor, sofern nicht anders angegeben

Covergestaltung: Autor – auf Basis eigener Fotos mit KI-gestützter Fotomontage (Canva)

Herstellung und Druck: Amazon KDP

Verlag: Selbstverlag Georg Marx – Autor & Speaker

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Vorwort

»Wir haben etwas gefunden.«

Ein harmloser Satz – sachlich, nüchtern, ohne Drama. Und doch hatte er die Macht, mein Leben in zwei Teile zu spalten: das Davor und das Danach.

Ich saß im Behandlungszimmer, die Wanduhr tickte leise, der Arzt sah mich mit dieser vorsichtigen, abwartenden Miene an. Mein Magen zog sich zusammen.

»Tumorverdacht.«

Die Luft im Raum wurde schwer. Während der Arzt weiter sprach, war da nur ein einziger Gedanke in meinem Kopf: Was, wenn das mein letzter Sommer war? Ich hatte immer gedacht, ich hätte noch Zeit. Zeit für all die Reisen, die Aufbrüche, die unerfüllten Pläne, die irgendwo zwischen Alltag und Verpflichtungen liegen geblieben waren. Doch plötzlich war diese vermeintliche Sicherheit verschwunden.

Was, wenn es kein Später gab? Es gibt Momente, in denen wir eine Entscheidung treffen müssen. Wir können abwarten, hoffen, dass alles wieder wird wie zuvor – oder wir können losgehen. Ich entschied mich für Letzteres.

Seit Jahren hatte ich den Jakobsweg im Hinterkopf. Doch wie das so ist: Das Leben kam dazwischen. Oder besser gesagt – ich ließ es dazwischenkommen. Ich habe immer auf den perfekten Zeitpunkt gewartet. Doch dann wurde mir bewusst: Es gibt keinen besseren Moment als das Hier und Jetzt.

Der Verdacht war ein Wendepunkt, aber nicht der einzige. Wenige Wochen später folgte die nächste Hiobsbotschaft: Stellenabbau, Abfindungsangebot. Wieder eine Kreuzung, wieder eine Entscheidung. Und wieder wählte ich den Weg des Aufbruchs.

Doch kaum war dieser Entschluss gefasst, schlug das Schicksal erneut zu. Ein Schmelbrand zerstörte unser Zuhause. Ich stand inmitten von Ruß und Trümmern und konnte über die Ironie des Lebens nur noch bitter lachen. Manchmal nimmt es uns alles, nur um uns zu zeigen, was wirklich zählt.

Gedanken ändern alles – wenn man sie lässt.

Dieser Untertitel ist keine leere Floskel. Er ist die Essenz eines Weges – meines Weges. Eines Weges voller Umwege, Herausforderungen, Verluste, Wendepunkte – und, ja, auch voller leiser Wunder.

Früher glaubte ich, dass Dinge einfach passieren: Schicksal, Zufall, Glück oder Pech. Aber mit der Zeit – und nicht zuletzt durch den Jakobsweg – habe ich etwas anderes verstanden: Unsere Gedanken formen die Welt, in der wir leben.

Sie entscheiden, wie wir das sehen, was uns begegnet. Ob wir in einer Krise untergehen – oder über uns hinauswachsen. Ob wir im Alltag nur Last sehen – oder plötzlich Sinn entdecken.

Unsere Gedanken sind wie ein inneres Navigationssystem. Wenn wir uns auf Probleme fokussieren, sehen wir fast nur Hindernisse. Aber wenn wir uns innerlich ausrichten – auf Hoffnung, auf Lösungen, auf das Mögliche, dann tun sich Wege auf, wo vorher Mauern standen. Nicht weil sich die Welt plötzlich ändert. Sondern weil wir uns ändern – und mit uns unser Blick.

Das ist keine Esoterik. Das ist Alltag. Gedacht, gefühlt, gegangen. Auf dem Jakobsweg – und im Leben danach.

Das bedeutet auch schon mal, die Komfortzone zu verlassen – diesen trügerisch sicheren Ort, an dem das Leben vorhersehbar scheint. Ich fühlte mich dort lange wohl. Doch tief in mir wusste ich: Wachstum geschieht nicht im Stillstand, sondern wenn wir uns auf den Weg machen.

Heute frage ich mich: Ist es wirklich Zufriedenheit, die uns daran hindert, über den Tellerrand zu schauen? Oder ist es nur Bequemlichkeit – die trügerische Ruhe, die sich einstellt, wenn man gar nicht weiß, was man verpassen könnte?

Wann immer ich beruflich oder privat fest im Sattel saß, wenn sich Routine wie eine warme, aber lähmende Decke über meinen Alltag legte, spürte ich diesen inneren Ruf: Da draußen wartet mehr. Es war, als flüsterte mir das Leben zu, dass ich mich nicht mit dem zufriedengeben sollte, was ich bereits kannte. Und so machte ich mich auf, Neues zu entdecken – sei es durch ungewohnte Herausforderungen, Weiterbildungen oder schlicht durch die Bereitschaft, offen zu bleiben für Neues.

Nicht jeder Aufbruch verlief reibungslos. Es gab Momente, in denen mein Körper die Notbremse zog – ein unmissverständliches Signal dafür, dass ich innehalten musste. Doch genau diese

Pausen, so unfreiwillig sie auch waren, entpuppten sich oft als wertvolle Lektionen. Sie zwangen mich, den Blickwinkel zu ändern und mich zu fragen: Bin ich in meinem Leben wirklich auf dem richtigen Weg?

Dann begann das Abenteuer Jakobsweg. Von zu Hause bis ans Ende der Welt. Jeder Kilometer auf dem Camino spiegelte mein Leben wider: Freude, steile Anstiege, quälende Rückschläge, unerwartete Wendungen, Momente der Stille, atemberaubende Ausblicke und Begegnungen, die alles veränderten. Ich lernte, dass Krisen nicht das Ende bedeuten, sondern der Anfang von etwas Neuem. Dass nicht die Umstände entscheidend sind, sondern unsere Reaktion darauf. Und dass wir oft viel stärker sind, als wir glauben.

Dieses Buch ist kein klassischer Reisebericht. Es ist eine Einladung. Eine Einladung, mit mir auf den Weg zu gehen – nicht nur nach Santiago und bis ans Ende der Welt, sondern zu dir selbst. Vielleicht stehst du gerade vor einer Veränderung. Vielleicht hält dich dein innerer Kritiker zurück. Vielleicht wartest du auf ein Zeichen. Hier ist es. Was auch immer dich hierhergeführt hat:

»Willkommen auf meinem Camino.«

Georg Marx

Gedanke für den Lebensweg →

»Ich dachte, ich hätte Zeit,
aber das Leben flüstert: Jetzt.«

Von einem unangenehmen Verdacht

Was Gesundheit betrifft, bin ich der Typ: Warum den Ölstand prüfen, wenn der Motor läuft?

Im Oktober 2019 sitze ich wieder einmal beim Werksarzt. Die übliche Routine. Alles scheint in Ordnung, ich fühle mich fit und stark. Was soll schon sein?

Eine Woche später halte ich den Arztbrief in der Hand. Ich öffne ihn beiläufig, ohne große Erwartung. Cholesterin zu hoch. Na gut, denke ich – das lag sicher am Oktoberfest: Bier, Haxen, deftig eben. Ich blättere weiter.

Dann stocke ich.

»Erhöhter PSA-Wert.«

Daneben ein rotes Ausrufezeichen.

»Dringender Arztbesuch empfohlen.«

Ich lese den Satz noch einmal. Mein Blick klebt an den Worten, als würden sie sich beim zweiten Mal in etwas Harmloses verwandeln. Ein einziger Gedanke bleibt hängen: Das betrifft doch mich nicht. Nicht mich.

Doch, und dann spüre ich diese Unruhe in meiner Brust. Mein Körper scheint zu wissen, was mein Kopf noch verzweifelt von sich schiebt. Ein Klick auf Dr. Google spuckt die schlimmsten Szenarien aus: »Ein erhöhter PSA-Wert kann auf eine bösartige Veränderung der Prostata hinweisen.«

Bösartig?

Ich schlucke und sitze bewegungslos da. Mein Atem ist plötzlich schwer, als hätte mir jemand den Sicherheitsgurt zu festgezogen. Mein Blick wandert durchs Zimmer, bleibt am Fenster hängen. Draußen wehen die letzten Herbstblätter über den Rasen, während in mir gerade eine ganz andere Jahreszeit beginnt.

Nein, das kann nicht sein. Nicht bei mir. Also klammere ich mich an die unbedenklichen Erklärungen. Vielleicht liegt's am Fahrradfahren. Vielleicht eine harmlose Entzündung. Vielleicht nur ein Laborfehler. Vielleicht, vielleicht, vielleicht.

Mein Kopf schaltet in den Verdrängungsmodus. Ich klappe den Laptop zu, stehe auf, gehe in die Küche, mache mir einen Kaffee. Als könnte ein heißes Getränk die Angst einfach wegspülen. Doch in meinem Inneren bleibt dieses leise, bohrende Gefühl. Was, wenn es wirklich Krebs ist?

Beim Termin mit dem Werksarzt wird die Sache realer. Er setzt sich mir gegenüber, schaut mich an – sachlich, professionell, aber mit diesem Blick, der nichts Gutes verheißt. »60 000 Neuerkrankungen pro Jahr. Gut behandelbar. Kein Todesurteil. Moderne Therapien. Biopsie. Anfangsstadium.«

Er redet weiter. Ich höre nur die Hälfte. Die Worte prallen an mir ab, verschwimmen zu einem dumpfen Rauschen. Dann dringen doch zwei Sätze durch meine innere Nebelwand: »Wir müssen jetzt nichts überstürzen. In sechs Wochen schauen wir noch einmal nach.«

Beruhigt atme ich auf und sage, fast ein bisschen zu unbekümmert: »Gut, das passt. Wir haben ab dem zweiten Advent Urlaub und nach Weihnachten steht die Wohnungsrenovierung an. Die neue Küche und die anderen Möbel sind schon bestellt und die Handwerker beauftragt.«

Ein Gefühl, als würde ich über eine To-do-Liste reden. Als könnte ich mir mit Plänen beweisen, dass das Leben normal weitergeht. Der Arzt nickt, sagt nichts dazu. Vielleicht sieht er, was ich nicht aussprechen will.

Ich verlasse die Praxis, steige ins Auto, drehe den Schlüssel. Der Motor brummt, die Heizung beginnt warme Luft auszublasen. Ich sitze da, starre auf das Lenkrad und mache das Radio aus. Gerade ist mir nicht nach Musik.

Das Wort »Tumorverdacht« schwebt über mir wie ein dunkler Schatten. Ich versuche, es wegzudenken. Doch Angst ist ein Biest. Je mehr man sie ignorieren will, desto lauter klopft sie an.

Ich weiß, dass ich sie nicht gewinnen lassen darf. Also lenke ich meinen Fokus ausdrücklich auf etwas anderes. Es ist eine bewusste Entscheidung: Ich werde mir meine Zukunft nicht von Angst diktieren lassen. Ich kenne die Macht der Gedanken. Wie oft habe ich mir und anderen schon gesagt: Denke positiv!

Es geht nicht darum, alles rosarot zu sehen oder naiv darauf zu hoffen, dass alles von allein gut wird, wenn man nur fest daran glaubt. Es geht darum, das Beste aus der Situation zu machen – Herausforderungen nicht als Strafe zu betrachten, sondern als Möglichkeit, daran zu wachsen. Das Leben bewusst zu gestalten, statt nur auf die nächste Welle zu warten, die einen ungewollt mitreißt.

Positive Psychologie enthält eine tiefgreifende Wahrheit: »Unser Denken formt unsere Realität.« Es geht darum, den Fokus bewusst auf das zu richten, was man erreichen will – statt sich von

dem lähmen zu lassen, was man fürchtet. Diese innere Ausrichtung ist keine leere Phrase, sondern eine Entscheidung, die den Unterschied macht. Das Unterbewusstsein arbeitet wie ein fleißiger, aber stummer Diener, der unsere Gedanken aufnimmt und versucht, sie in Handlungen zu übersetzen. Es hört dabei keine Worte wie »nicht« oder »kein«. Wenn ich also denke: »Ich will nicht krank sein« oder »Ich will nicht versagen«, hört mein Unterbewusstsein nur die zentralen Begriffe: krank, versagen. Es richtet seine Energie genau auf die Dinge, die ich um jeden Preis vermeiden möchte – und verleiht ihnen damit ungewollt zu viel Raum in meinem Leben.

Indem ich mich auf das Positive konzentriere, schiebe ich die Sorgen nicht einfach zur Seite – ich nehme ihnen die Macht über mich. Das ist nicht immer leicht, denn die Schatten des Zweifels sind verdammt dunkel. Aber ich weiß: Was ich füttere, das wächst. Wenn ich den Gedanken Raum gebe, dass ich stark bin, dass ich gesund sein werde und dass ich meinen Weg schaffe, dann baut mein Unterbewusstsein auf diesen Gedanken auf und hilft mir, sie Wirklichkeit werden zu lassen.

Vielleicht ist genau dies die wahre Stärke der positiven Psychologie: Sie lehrt uns, dass wir die Fähigkeit haben, unsere Gedanken zu lenken – und damit auch unser Leben.

Zwei Tage vorm Urlaub lasse ich mir noch mal Blut abnehmen. Dann packen wir unsere Koffer und machen uns auf zu einem unbeschwerten Urlaub – oder war es nur ein kurzer Moment der Leichtigkeit inmitten eines drohenden Sturms?

Gedanke für den Lebensweg



*»Worauf du blickst, das wächst –
wähle deine Sichtweise mit Bedacht!«*

Von der Kunst des Ausblendens

Am ersten Urlaubstag stehe ich mit meiner Frau an einem Aussichtspunkt und spüre ein Kribbeln – als würde jetzt etwas Neues beginnen. Irgendwo läuft Musik.

Ich will den Moment genießen, aber ein leiser Schatten bleibt. Trotz der Vorfreude sitzt ein Kloß im Hals, der nicht einfach weggeht. Ich schließe kurz die Augen, atme tief durch und sage

mir: »Alles wird gut.« Ihre Hand auf meiner Schulter gibt mir Halt. Langsam kommen die Tränen, aber auch ein erstes Lächeln.

Am nächsten Morgen wache ich mit neuer Energie auf. Wir machen uns auf den Weg, um die Gegend zu erkunden. Für einen Moment ist alles ganz einfach – nur wir und das Gefühl, dass hier ein Anfang möglich ist.

Zurück in unserer Unterkunft klingelt plötzlich mein Handy. Ich zögere einen Moment, blicke auf das Display – und sehe den Namen meines Hausarztes aufleuchten. Mein Herz pocht lauter, alles andere wird still. Ich nehme einen tiefen Atemzug und gehe ran. »Hallo«, hauche ich etwas verschüchtert ins Handy und warte auf das, was kommt.

»Hallo, ich wollte dir die aktuellen Werte durchgeben«, sagt er, als sei es das Selbstverständlichste der Welt. »Dein PSA-Wert ist ...

Die nächsten Seiten sind kein Teil der Leseprobe

Von Bedenkenträgern und Pilgerträumen

Drei Monate nach dem Brand bin ich wieder zurück im Arbeitsleben – na ja, mehr oder weniger. Mein Büro ist jetzt eine improvisierte Ecke im Wohnzimmer unserer Ferienwohnung, die den Charme eines Start-ups im ersten Chaosstadium ausstrahlt. Ein neuer Laptop, ein Drucker und das restliche Homeoffice-Equipment der Firma helfen mir, die Illusion von Normalität aufrechtzuerhalten.

Die letzten zehn Monate im Job vergehen wie im Flug. Als Einkäufer bin ich gewohnt, hektische Tage zu überstehen, aber die Zeit scheint jetzt doppelt so schnell zu vergehen – wie am letzten Arbeitstag vor dem Urlaub, wenn man noch schnell drei Großprojekte abschließen muss. Mit sieben Wochen Resturlaub und einer vierwöchigen Reha beginnt eine Phase, die mir eine ganz neue Herausforderung bringt: den Umgang mit »Jammer-Profis«.

In der Reha treffe ich auf Mitpatienten, deren negative Energie das Potenzial hat, jedes noch so strahlende Sonnensystem zu verdunkeln. Mental schwach, deprimiert und voller Weltunter-

gangsstimmung sitzen sie herum wie Figuren in einem besonders düsteren Edgar-Wallace-Film. Ich bemühe mich, sie mit meiner positiven Einstellung anzustecken und erzähle begeistert von meiner geplanten Pilgerreise. Doch anstatt sich inspirieren zu lassen, schießen sie ein Fragefeuerwerk ab, das ich kaum abwehren kann:

»Was, wenn du einen Unfall hast und dir ein Bein brichst?«

»Was machst du, wenn dich streunende Hunde angreifen?«

»Was ist, wenn du in ein Unwetter gerätst?«

»Was ist, wenn du überfallen und ausgeraubt wirst?«

»Und was, wenn du plötzlich krank wirst?«

»Und wenn du dich in der Pampa verläufst?«

Ich antworte schließlich mit einem Lächeln, das gerade noch freundlich bleibt: »Wenn man so negativ denkt, bleibt man am besten zu Hause und wartet, bis alles vorbei ist.«

Das bringt mir einen kurzen Moment der Stille, bevor sie wieder in ihr kollektives Lamentieren verfallen. Innerlich schwöre ich mir, dass kein Bedenkenträger dieser Welt meinen Pilgertraum ruinieren wird.

Kurz vor Weihnachten 2021 verabschiede ich mich endgültig aus dem Berufsleben. Ich gebe meinen Firmenwagen ab – ein Moment, der überraschend emotional ist. Fast vierzig Jahre im gleichen Konzern und nun ist es vorbei. Es fühlt sich an wie der letzte Schultag, nur mit einem Hauch von Midlife-Crisis: ein bittersüßer Cocktail aus Freiheit, Traurigkeit und dem seltsamen Gefühl, sich plötzlich ohne beruflichen Rahmenplan im Universum zu bewegen.

Die Feiertage vergehen und 2022 bricht an – mein Sabbatical, das Jahr der finalen Vorbereitung und des Aufbruchs. Die coronabedingten Absagen von Karnevalsfeiern und Kappensitzungen verschaffen mir unerwartet viel zusätzliche freie Zeit. Normalerweise würde ich Wochen damit verbringen, meine Büttenrede zu schreiben. Stattdessen verbringe ich diese Zeit mit Lesen, Internetrecherche und dem obsessiven Optimieren meiner Pilgerausrüstung. Es fühlt sich an wie Weihnachten und Geburtstag auf einmal, nur dass die Geschenke aus ultraleichtem Material bestehen und wasserdicht sind. Jeder neue Kauf macht mich euphorischer, bis ich mich gelegentlich selbst bremsen

muss, um mein Umfeld nicht mit meiner unerschöpflichen Begeisterung zu überrollen.

Doch trotz aller Vorfreude gibt es einen kleinen Haken: meine miserablen Französisch- und Spanischkenntnisse. Ich weiß, dass ich keine Sprachgenie-Erweckung in vier Monaten erwarten kann, also setze ich auf Englisch und ein gesundes Maß an Optimismus – und natürlich auf Übersetzungs-Apps. Zur Not werde ich mich mit Händen und Füßen verständigen, denke ich mir, und wenn ich dann aussehe wie ein Tanzbär, umso besser. Als meine Ausrüstung endlich komplett ist, beginne ich mit dem Wiegen und Probepacken. Und Auspacken. Und wieder Packen. Der Rucksack wird zum Testfeld für meinen Perfektionismus, bis schließlich alles seinen Platz hat – zumindest vorerst. Bei manchen Dingen bin ich unsicher, also frage ich Onkel Google und bestelle ein paar Alternativen. Jedes Mal, wenn ich den Rucksack neu packe, kribbelt die Vorfreude stärker. Es ist, als würde er schon ahnen, was ihn erwartet.

Um sicherzugehen, dass alles auch draußen funktioniert, beschließe ich eine Generalprobe. Das Zelt habe ich hinter dem Haus aufgestellt und imprägniert. Die Nacht wird mein Härtestest: Schlafsack, Isomatte, Stirnlampe – alles kommt zum Einsatz.

Es ist Anfang März, die Temperaturen irgendwo zwischen frisch und »Warum tue ich mir das eigentlich an?« Trotzdem krabble ich abends voller Spannung in meinen Schlafsack, lausche dem leisen Rascheln des Windes und stelle mir vor, ich wäre schon unterwegs. Die ersten Stunden verlaufen erstaunlich gut. Ich liege da, eingepackt wie eine Schildkröte, und fühle mich wie ein Abenteurer.

Doch gegen fünf Uhr morgens meldet sich die Blase. Ich versuche, das Bedürfnis zu ignorieren, aber keine Chance. Also robbe ich aus dem Zelt, tappe halb schlaftrunken ins Haus und genieße die vertraute Wärme der Toilette. Dabei frage ich mich, ob echte Pilger wohl auch solche Luxusprobleme haben.

Als ich zurückkomme, sehe ich das frostige Zelt im Morgenrauen und beschließe: Für heute reicht's mit der Wildnis. Ich will meine Frau nicht wecken oder mir eingestehen, dass ich friere, also schnappe ich mir zwei Decken und lege mich aufs Sofa. Dort schlafe ich weiter – warm, gemütlich und mit dem beruhigenden Gefühl, dass ich zumindest für eine halbe Nacht ein echter Outdoor-Profi war.

Die letzten Wochen vor dem Start bin ich kaum noch zu bremsen. Die Bedenken aus der Reha? Längst vergessen. Stattdessen höre ich nur noch eine Stimme, die ruft: »Los geht's! Der Camino wartet!«

Gedanke für den Lebensweg 

»Am Ende zählen nicht die Zweifel der anderen, sondern dein eigener Mut.«

Die nächsten Seiten sind kein Teil der Leseprobe

Von Begegnungen, die Spuren hinterlassen

Ich bin heute noch schneller unterwegs als sonst. Angespannt. Wachsam. Getrieben. Die Rauchschwaden am Horizont lassen mir keine Ruhe. Ich will unbedingt mein Ziel erreichen, bevor sich die Lage erneut verschärft.

Nach einer Stunde erreiche ich Lorca. Zwei junge Deutsche sitzen entspannt im Schatten, ihre Wasserflaschen noch frisch gefüllt. Es sind Franzi und Dominik, Anfang dreißig, ebenfalls aus Hildesheim. Arbeitskollegen, die gemeinsam auf die Idee des Jakobswegabenteuers kamen. Sie genießen die Pause – seelenruhig, als gäbe es keinen Grund zur Eile. Ich hingegen kann nicht stillsitzen. Die Hitze drückt, meine Gedanken kreisen. Soll mein Camino für heute enden, ohne dass ich mein Ziel erreiche? Die beiden bemerken meine Unruhe und fragen nach. Ich winke ab – will sie nicht beunruhigen, auch wenn mir selbst nicht wohl ist.

Ich marschiere weiter. In Villatuerta gönne ich mir schließlich doch eine Pause. Ich brauche einen klaren Kopf. Da entdecke ich Eva – die Frau, mit der ich gestern Abend lange gesprochen habe. Sie ist auf dem Camino, um ihre Vergangenheit zu verarbeiten: die Jahre der Pflege für ihre Eltern, die Hochzeit mit ihrem Mann nur zwei Tage vor dessen Tod. Eine Geschichte voller Schmerz – und voller Liebe.

»Ich wollte nur, dass er noch mein Mann ist, bevor er geht«, hatte sie mir erzählt. Jetzt geht sie den Jakobsweg, um all das loszulassen. Es war eine Begegnung, die nachhallt.

Heute sieht sie mich an – und erkennt sofort, dass mich etwas beschäftigt. »Alles gut?«, fragt sie mit ruhiger Stimme. Ich er-

zähle von der Sperrung, den Rauchschwaden, meiner Unsicherheit. Sie legt mir kurz die Hand auf den Arm und sagt: »Du kannst beruhigt sein. Die ganze Gruppe von heute Morgen hat ein Großraumtaxi genommen und ist direkt nach Estella gefahren. Ich bin von dort nach hier gekommen, weil ich meine Unterkunft bereits gebucht hatte. Aber du kannst den Weg gefahrlos weitergehen. Der Weg nach Estella ist sicher.«

Ich spüre, wie eine Welle der Erleichterung durch mich geht. Ich kann weiterlaufen. Und es wieder genießen.

Die letzten sechs Kilometer nehme ich das Tempo heraus. Ich lasse los. Vor mir sehe ich zwei junge Männer, die einen blinden Pilger begleiten. Ich erinnere mich – ich habe sie schon in Roncesvalles gesehen. Ein blinder Mann, der den Jakobsweg geht.

Es gibt so viele Gründe, etwas nicht zu tun. Und doch gibt es Menschen, die genau diese Grenzen durchbrechen. Ich bewundere seinen Mut.

Noch zwei Kilometer bis Estella. Kein Rauch, keine Flammen. Ich wage es, meinen Hut wieder aufzusetzen – ein seltsam befreiendes Gefühl. Ein Blick auf die GPS-Uhr zeigt nur noch wenige hundert Meter bis zur Herberge an. Aber mein Ziel bleibt unsichtbar. Ein bisschen wie im Leben: Man weiß, dass es da ist – aber man sieht es erst, wenn man angekommen ist.

Als ich endlich in Estella einchecke, fällt die Anspannung ab. Ich teile mein Zimmer mit Jenny, einer jungen Amerikanerin. Sie hat die letzte Etappe mit dem Bus zurückgelegt. Ich schmunzle. Was für mich keine Option war, ist für sie ganz normal. Jeder geht seinen Camino eben auf seine Weise.

Frisch geduscht und mit sauberer Wäsche mache ich mich auf den Weg, um Estella zu erkunden. Ich freue mich auf einen entspannten Nachmittag – doch kaum biege ich um die nächste Ecke, bleibt mein Blick an etwas hängen.

Eine Absperrbarke mit der Aufschrift: »Camino de Santiago closed due to fire.«

Ich bleibe stehen. Mein Puls macht einen kleinen Hüpfer. Also doch – der Jakobsweg ist, wie befürchtet wegen Feuer gesperrt. Gestern hatte ich die Warnung noch mit Unbehagen ignoriert. Aber jetzt, wo dieses Schild in aller Deutlichkeit vor mir steht, fühlt es sich real an.

»Na ja, es geht ja erst morgen weiter ...«, murmele ich zu mir selbst und schüttle die Gedanken ab. Jetzt keine Sorgen. Jetzt erstmal genießen.

Estella begrüßt mich mit eigenem Charme. Ich liebe diesen Wechsel – mal winzige Dörfer mit kaum mehr als einer Handvoll Häuser, mal große, lebendige Städte. Dann wieder Orte wie dieser: rund 13 000 Einwohner, eine perfekte Mischung aus Ruhe und Leben.

Mein erster Weg führt mich – wie so oft – in die Kirche. Die Iglesia de San Pedro de la Rúa. Ich trete ein, lasse die Kühle und die Atmosphäre auf mich wirken. Ein Moment der Stille, bevor es weitergeht.

Dann bewundere ich den Palast der Könige von Navarra. Und höre plötzlich eine vertraute Sprache. Sechs Frauen stehen in einer Gasse und unterhalten sich. Ich fange Gesprächsbruchstücke auf: »... in Trier gestartet ...«

Das macht mich neugierig. Ich kann nicht anders und mische mich ein: »Hallo, ich habe Trier gehört. Dort war ich vor gut zwei Monaten – mein erstes Etappenziel.«

Eine der Frauen dreht sich um und lacht: »Ah, dann bist du also der legendäre Georg!«

Ich blinzele. »Legendär?«

»Ja, Daniel aus Mexiko hat mir von dir erzählt. Du bist schon seit über zwei Monaten unterwegs, von zu Hause aus gestartet.«

Ich muss grinsen. Das hat ja fast etwas Mystisches. Mein Camino hat eine eigene Geschichte bekommen – und sie ist im Umlauf.

»Erzähl mal!«, fordert eine andere. Und so tue ich es. Ich erzähle von meinen Erlebnissen, den Hindernissen, den Begegnungen. Meine Zuhörerinnen sind fasziniert. Sabine – die mich »legendär« genannt hat – will auch bis Santiago. Die anderen sind nur für eine Woche hier. Mit einem Feuer am Horizont hatten sie allerdings nicht gerechnet.

Am Abend treffe ich Jenny wieder. Wir essen zusammen – später stoßen auch die sechs Frauen dazu. Es wird ein wunderschöner geselliger Abend mit dem typisch echtem Camino-Gefühl.

Zurück in der Herberge bespreche ich mit Jenny die Pläne für den nächsten Tag. Ich habe meinen Entschluss gefasst: Ich starte früh. Früher als die Polizei erlaubt – oder besser gesagt: bevor sie überhaupt im Dienst ist. Jenny ist noch unentschlossen. Sie vertagt ihre Entscheidung auf morgen.

Nach einer kurzen, aber erstaunlich erholsamen Nacht schlägt mein innerer Wecker wie verabredet um halb sechs Alarm. Ich brauche schon lange keinen Wecker mehr – auf meine innere Uhr ist Verlass. Ich hatte einmal ein Buch gelesen, in dem es darum ging, geplante Aufwachzeiten im Unterbewusstsein abzuspeichern. Und es funktioniert erstaunlich gut.

Während ich mich aus dem Bett mache, höre ich Bewegung. Jenny ist auch schon wach. Sie richtet sich auf, streckt sich und sieht mich neugierig an. »What are you going to do now?«

Ich grinse und ziehe mir langsam die Schuhe an. »I'm not afraid. I will start walking in 15 minutes and hope the police are still asleep.«

Sie lacht laut. »Good idea. Let's go!«

Ich hätte nicht gedacht, dass sie mitkommt – umso besser. Geteiltes Risiko ist halbes Risiko. Nach einer schnellen Tasse Kaffee packen wir unsere Sachen, werfen die Rucksäcke über und treten hinaus in die Morgenluft. Diese besondere Stille vor Sonnenaufgang – voller Möglichkeiten, voller Spannung. Ich spüre das Adrenalin, als wir uns der Absperrung nähern. Das Schild steht noch da, genau wie gestern: »Camino de Santiago closed due to fire.«

Ich bleibe kurz stehen. Ein offizielles Verbot. Eine klare Grenze. Oder? »I'm sure they just forgot to put it away«, sage ich in gespielter Überzeugung.

Jenny zieht eine Augenbraue hoch. »You really think so?«

»Absolutely!«, antworte ich mit übertriebener Sicherheit und setze mich wieder in Bewegung.

In Wahrheit fühle ich mich wie ein 14-Jähriger, der heimlich raucht. Jenny kichert. »You're such a rebel.«

»Maybe. But a smart one.«

Wir werfen einen letzten Blick zurück, fühlen uns unbeobachtet – und marschieren an dem Schild vorbei.

Das mulmige Gefühl bleibt. Was, wenn wir doch noch umkehren müssen?

Dann passiert es – ein Polizeiwagen nähert sich. Mein Herz schlägt schneller. Reflexartig verlangsame ich den Schritt, als könnte ich mich dadurch unsichtbar machen. Jenny hält die Luft an. Doch der Wagen fährt einfach weiter – ohne auch nur zu bremsen. Erleichterung. Wir sehen uns an und müssen beide grinsen. »Too easy!«, meint Jenny trocken und lacht.

Ein paar Kilometer weiter treffen wir zwei britische Pilger, beide um die sechzig. Sie haben von den Sperrungen gehört und wollen lieber der Hauptstraße folgen. »Are you sure about that?«, frage ich und versuche, sie zu überzeugen, den echten Weg zu gehen: »This is the Camino, not a highway trip!« Nach kurzem Zögern lassen sie sich überreden. Abenteuerlust siegt über Vorsicht.

Kaum sind wir weitergezogen – wieder Polizei! Adrenalinschub 2.0. Jeder Polizeiwagen fühlt sich an wie ein neues Level im Videospiel. Ich ziehe die Schultern hoch, laufe betont unauffällig weiter.

»Just keep walking ...«, murmelt Jenny. Die beiden Briten wirken etwas nervös, machen aber mit.

Dann erreichen wir ein echtes Highlight: den berühmten Weinbrunnen Fuente de Irache. Er liegt direkt neben dem Kloster Santa María la Real de Irache und ist ein legendärer Halt für Pilger: ein Brunnen mit zwei Hähnen – rechts für Wasser, links für Rotwein. Pilgertradition in ihrer schönsten Form.

Normalerweise ist er um diese Uhrzeit noch geschlossen. Wer trinkt schon so früh Wein? Aber heute haben wir Glück. Ein freundlicher Mitarbeiter öffnet das Tor. Da meine Wasserflasche noch voll ist, halte ich meinen Becher unter den linken Hahn. Der Rotwein fließt. Naja – rot ist übertrieben. Die Farbe wirkt, als hätte der Wasserzulauf auch einen Anteil daran.

Ich bitte Adam, einen der Briten, die Zeremonie mit meinem Handy zu filmen und nehme einen kräftigen Schluck. Oh. Mein Gesicht spricht Bände. Der Brite bricht in schallendes Gelächter aus. »The face says it all!«, ruft er. Das Video ist entsprechend verwackelt. Ich muss auch lachen. Dieser Wein – nennen wir ihn »rustikal« – wird sicher keinen Gourmetpreis gewinnen. Aber hey: Der Geist des Camino zählt. Und genau der macht diesen Moment unvergesslich.

Während wir weitergehen, erzählt mir Adam seine Geschichte. »Ich habe sehr lange mit Covid gekämpft«, sagt er leise und hustet. Ein trockener, tiefer Husten. Ich runzle die Stirn. Mist. Wir haben vorhin den Becher geteilt. Zu spät, um darüber länger nachzudenken. »Und du bist trotzdem hier?«

»Genau deshalb«, antwortet er. Sein Freund Edgar nickt. Auch er war früh infiziert – hätte es fast nicht geschafft. Noch heute,

zwei Jahre später, ist er nicht voll belastbar. Kurze Etappen. Täglicher Kampf. Beeindruckend. Jeder von uns trägt seinen eigenen Rucksack – voller Erlebnisse, Verluste und Kämpfe.

Langsam wird der Camino wieder voller. Immer mehr Pilger schließen sich an – ein gutes Zeichen: Die gefährlichsten Abschnitte liegen hinter uns. Und dann sehe ich, warum die Strecke gesperrt war.

Direkt neben dem Weg: verbrannte Getreidefelder. Schwarz. Verkohlt. Endlose Flächen, die einst goldgelb leuchteten – jetzt nur noch eine apokalyptische Landschaft aus Asche.

Wir bleiben stehen. Niemand sagt etwas. Hier und da ragen verkohlte Baumgerippe in den Himmel. Weinberge, Wälder, Felder – verbrannt.

Ich schlucke. Gestern hätten wir hier mitten in der Hölle gestanden. Heute liegt nur noch der Geruch von Asche in der Luft. Und dieser Geruch löst einen inneren Film aus – die Erinnerung an unseren Hausbrand. Die Bilder der Verwüstung. Alles schwarz, verrußt, unbrauchbar. Und doch war ich erleichtert: Niemand kam zu Schaden.

Während ich weitergehe, versuche ich die Bilder abzuschüteln. Und wieder kehrt eine Erkenntnis zurück: Alles hat seine Zeit. Alles hat seinen Ort. Manchmal scheint es, als würden wir uns zufällig an bestimmten Orten wiederfinden. Doch je länger ich unterwegs bin, desto mehr verstärkt sich die Gewissheit: Es gibt keine Zufälle. Hätte ich gestern den Bus genommen, hätte ich diese Felder nicht gesehen. Und vielleicht nicht so bewusst gespürt, was es heißt, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Der Camino – und das Leben – haben ihre eigene Choreografie. Nicht immer führen uns die Wege dorthin, wo wir hinwollen. Manchmal werden sie durch Feuer versperrt. Oder durch Krankheit. Aber wenn wir weitergehen, erkennen wir oft erst im Rückblick: Es gab einen Grund, warum alles so gekommen ist.

Gedanke für den Lebensweg 

»Manchmal müssen wir unsere Pläne loslassen, damit das Leben uns überraschen kann.«

Die nächsten Seiten sind kein Teil der Leseprobe